

Er scheint täglich abends
Sonn- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Thorner

Anzeigengebühr
die 6 gespaltene Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiefige Geschäfts- oder Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle (hinterm Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigen-Aannahme für die Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr nachmittags.

Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1 Treppe.
Sprechzeit 10-11 Uhr vormittags und 3-4 Uhr nachmittags.

Anzeigen-Aannahme für alle auswärtigen Zeitungen.
Fernsprech-Anschluß Nr. 46.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Geöffnet von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

(Nachdruck verboten.) Nh. Berlin, 10. Februar.

Bevor das Haus in der Beratung des Reichsamtes des Innern fortfuhr, hatte es sich mit der vom Abgeordneten Nisler (kons.) eingebrachten Interpellation betr. die Veteranen beihilfen zu beschäftigen. Nach dem Abgeordneten Nisler seine Interpellation begründet hatte, wurde sie vom Reichsschatzsekretär von Thielmann unter Hinweis darauf beantwortet, daß der Invalidenfonds in wenigen Jahren aufgebraucht sein werde, frühestens 1908, spätestens 1910. Die Ausgaben für Invaliden werden dann auf den ordentlichen Etat übernommen werden müssen. Für 1903 sind 9 Millionen für Veteranen ausgeworfen, wovon 75000 Veteranen ihre 120 Mark erhalten können. Was er dazu tun könne, daß den berechtigten Anwärtern die 10 Mark monatlich ausbezahlt werden, das werde geschehen. Die Zahl der Veteranen sei fortwährenden Veränderungen unterworfen. Eine Rundfrage an die Bundesregierungen habe ergeben, daß die Löhne, die Erwerbsfähigkeit und die Erwerbsgelegenheit der etwa vorhandenen 600 000 Kriegsteilnehmer auch nicht annähernd sich so abschätzen lasse, daß man angeben könne, wie viele unter die Resoluition fallen.

Hierauf wurde in die Besprechung der Resolution eingetreten. Von allen Abgeordneten, die zu Sache das Wort ergriffen, wurde anerkannt, daß für die Leute, die einst für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben und nun in direkter oder indirekter Folge der ausgestandenen Strapazen hinsällig geworden und nur noch teilweise erwerbsfähig sind, unbedingt etwas geschehen müsse. Nur über das „Wie“ konnte man sich nicht einigen. Da nach den Erklärungen des Staatssekretärs von Thielmann der Invalidenfonds unter keinen Umständen noch stärker belastet werden kann, wenn man nicht den Kriegsinvaliden ihre ohnehin schon nicht sehr reichlich bemessene Staatsbeihilfe noch mehr beschneiden will, so müssen die Mittel für den genannten Zweck auf anderem Wege beschafft werden. Die Redner der Rechten schlugen dazu eine Wehrsteuer vor, während sich die Linke mehr Erfolg von einer Reichseinkommensteuer oder einer Vermögenssteuer versprach. Nur der Abgeordnete Paasche (nall.) wollte von einer Regelung dieser Frage von Seiten des Reiches nichts wissen, sondern hielt es für zweckmäßig, die Fürsorge für die Veteranen den Gemeinden aufzuerlegen. Sein Vorschlag fand aber keine Billigung, und es dürfte auch wohl angemessener sein, wenn das Reich den Männern, die seinerzeit das Frische zur Emigung und der Größe des Vaterlandes beigetragen haben, seinen Dank abträgt und diese edle und vornehme Pflicht nicht den einzelnen Gemeinden überläßt. Von verschiedenen Rednern des Hauses, so z. B. vom Abgeordneten Graf Drjola, wurde angedeutet, daß aus dem Hause, falls die Regierung nicht von selbst Schritte in dieser Beziehung getan würden, ein Antrag dahin gestellt werden würde, die Unterstützung der Veteranen aus dem ordentlichen Etat zu bestreiten.

Nach der Besprechung dieser Interpellation, die den größten Teil der heutigen Sitzung ausfüllte, nahm das Haus die gestern abgebrochene Beratung des Etats des Reichsamtes des Innern wieder auf. Nur zwei Redner aus dem Hause sprachen ihre Wünsche in betreff der sozialpolitischen Gesetzgebung aus, von denen der erste, Abg. Jäger (Ztr.) gänzlich unverständlich blieb. Der Abgeordnete Raab (Antifem.) fand vieles an der Seemannsordnung zu bemängeln und machte Vorschläge zur Beseitigung dieser Mängel. Der Staatssekretär Graf Posadowsky, der auch heute wieder, wie gewöhnlich, aus dem Rahmen des rein sachlichen nicht hinausging, sagte ihm wohlwollendste Prüfung aller seiner Wünsche zu. Dann setzte das Haus, das durch die jetzt hier stattfindenden landwirtschaftlichen Versammlungen großen Abbruch erleidet — be-

sonders die Bänke der Rechten waren fast ganz leer — die weitere Beratung bis morgen aus.

Deutsches Reich.

Im Befinden des Prinzen Friedrich Christian war gestern von neuem eine geringe Besserung zu verzeichnen. Der Prinz hat den Tag über mehrere Stunden ruhig geschlafen. Das Fieber schwankte. Im allgemeinen verläuft die Krankheit normal.

Im Reichsjustizamt trat gestern die vom Staatssekretär Dr. Nieberding einberufene Konferenz zur Reform der Strafprozessordnung zusammen. Die Verhandlungen werden vertraulich geführt.

Eine Art Programmrede hielt gestern der neue Eisenbahnminister Budde in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses. Der Minister sagte: Im Jahre 1901 seien die Einnahmen erheblich hinter der Veranschlagung zurückgeblieben, so erheblich, daß durch die Ersparnisse in den Ausgaben das Defizit nicht gedeckt werden konnte. Immerhin sei der Betriebskoeffizient mit 61,75 zwar größer als früher geworden, aber doch erheblich geringer als in Baden, Württemberg und Bayern, wo er zwischen 68 und 81,75 sich bewege. Die Verzinsung der Eisenbahnen stellt sich auf 6,43 Prozent. Im laufenden Etatsjahre sei im Güterverkehr bis Ende Juni ein Rückgang zu verzeichnen gewesen, im Juli dagegen eine Steigerung gegen das Vorjahr, dann ein kleiner Rückgang und in den letzten Monaten eine erhebliche Steigerung. Das Plus der Einnahmen im Etatsjahr 1901 betrage am Schluß des Kalenderjahres 22,6 Millionen. Bei der Aufstellung des Etats für 1903 habe er sich zweierlei Aufgaben gestellt. Erstens, daß die Staatsbahnen den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend zu einem richtigen industriellen Unternehmen ausgebildet würden, und zweitens, daß Ueberschüsse für die Staatsfinanzen herausgewirtschaftet würden. Dabei sei für die Betriebssicherheit alles in den Etat eingekalkuliert, was irgend möglich gewesen sei. Die Verlängerung der Rückfahrkarten habe sich bewährt. Im Personenverkehr sei zwar bis jetzt ein Ausfall von zwei- bis zweieinhalb Millionen zu verzeichnen, doch lasse es sich nicht mit Sicherheit sagen, ob dieser Ausfall die Folge der Verlängerung der Rückfahrkarten sei oder aus den allgemeinen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen resultiere. Mit der elektrischen Zugbeleuchtung würden weitere Versuche gemacht. Trotz unlegbarer Vorzüge sei die elektrische Beleuchtung aber noch immer erheblich teurer als die Fettgas- und Acetylenbeleuchtung. Für die Betriebssicherheit sei alles Erdenkliche geschehen. Von nationalliberaler Seite wurde der Minister aufgefordert, seine Stellung zur Kanalvorlage darzulegen. Der Minister erwiderte, seine Stellung zur Kanalvorlage sei schon durch die ganzen Verhältnisse gegeben, da ja die Entwicklung notwendig dazu hindränge, die Tarife möglichst zu verbilligen, und das sei allein durch Ergänzung des Eisenbahnnetzes durch ein Wasserstraßennetz möglich. Mit Bezug auf eine Reform der Personentaxen erklärte der Minister, nicht Herabsetzung, aber größere Vereinfachung und Uebersicht in den Tarifen sei zu erstreben. Aus der Mitte der Kommission wurde dann auf den Streik der Eisenbahner in Holland hingewiesen. Der Minister erwiderte, er dulde nicht, daß irgend ein Eisenbahnbeamter agitatorisch für den sozialdemokratischen Eisenbahnverband tätig sei. Die Eisenbahnverwaltung sei übrigens für den Fall eines Streiks gerüstet.

Von der Zentrumsparthei ist zum Etat des Reichsamtes des Innern folgender Antrag eingebracht worden: In die Gewerbeordnung eine Bestimmung aufzunehmen, wonach für die derselben unterstellten Betriebe die regelmäßige Maximalarbeitszeit zehn Stunden beträgt.

Marinevereine. Der Kaiser hat genehmigt, daß die Marinevereine in ihren Fahnen den Reichsadler als Hauptemblem führen dürfen, jedoch mit der Maßgabe, daß die Ordenskette auf der Brust des Adlers in Wegfall kommt und daß an der Fahnenstange schwarz-weiße Fahnenbänder mit dem preussischen Adler und mit der Aufschrift „Preussischer Verband“ angebracht werden. Auch sind hierfür besondere Muster bestimmt.

Rohrrücklauf und Panzerung der Feldgeschütze. An diesem Montag hat die „Nordd. Allg. Ztg.“ zu der Frage der Einführung des Rohrrücklaufs und der Schutzschilde bei den Feldgeschützen das Wort ergriffen, nachdem im „Militärwochenblatt“ und sonst in der Presse für und gegen diese Neuerung Erörterungen fortgesetzt stattgefunden haben. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ erwartet eine Klarstellung von einem Vortrag, den Major Scherbening am Dienstag in der Militärischen Gesellschaft hält. Der Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ gipfelt in der Ausführung, daß es „wohlgetan sei, die Frage der Neuerung noch etwas ausreifen zu lassen“. Bemerkenswert ist bei allen diesen Erörterungen die Ausführung, daß die Vermehrung der Feldartillerie bis zu 144 Geschützen bei einem Armeekorps, welche durch das Militärgesetz von 1899 herbeigeführt wurde, jetzt sehr kritisch beurteilt wird. So heißt es beispielsweise in der „Rhein. Westf. Ztg.“: „Erkennt man die Annahme, daß die Geschützstärke einer neuen Schnellfeuer-Batterie von 4 Geschützen, der einer bisherigen 6 Geschütz-Batterie gleichkommt, als richtig an, so folgt daraus, daß man die artilleristische Kraft eines Armeekorps nicht schwächen würde, wenn man ihm anstatt 144 nur 96 Geschütze bestelle. Bei einem Vergleich des Stärkeverhältnisses zwischen Infanterie und Artillerie der europäischen Heere ergibt sich, daß Deutschland mit 144 Geschützen per Armeekorps — das sind 5,16 Geschütze auf je 1000 Gewehre — an der Spitze marschiert und die Erfahrungen des Jahres 1870-71, wo schon eine schwächere Artillerie nicht immer den nötigen Raum in der Gefechtsfront fand, lehren, daß man mit dieser Ausfüllung des Armeekorps mit Artillerie die Grenze des Erlaubten erreicht hat. Es fehlt daher nicht an Stimmen, die die durch die Einführung von Rohrrücklaufgeschützen gegebene Möglichkeit, die Geschützabzahl der Armeekorps herabzusetzen, ohne ihm eine Einbuße an artilleristischer Gefechtskraft zuzufügen, als eine große Günst des Schicksals bezeichnen.“ — Auch General Rohne hält eine Ausfüllung eines Armeekorps mit 30 Batterien zu je 4 Geschützen, insgesamt 120 Geschützen, also 24 weniger als bisher, ausreichend. Hierdurch würde bei Beibehaltung derselben Marschlänge die Frontausdehnung eines Armeekorps von 2 1/2 Kilometer erwünschtemaßen um etwa 1/2 Kilometer herabgesetzt. — In solchen Ausführungen liegt noch eine nachträgliche Rechtfertigung der Stellung, welche die Freisinnige Volkspartei gegen die übertriebene Vermehrung der Feldartillerie im Jahre 1899 eingenommen hat.

Ueber die Schulpaläste in Ostpreußen wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Bei der ministeriellen Verteidigungsrede im preussischen Abgeordnetenhause über die „Gestüts Schulhäuser“ in Ostpreußen fielen die sich geradezu widersprechenden Gutachten der inspezierenden Sachverständigen über die Pausfähigkeit der Schulen auf. Wie zuverlässig solche Gutachten mitunter sind, geht aus einem interessanten Falle hervor, über den die „Badaq. Ref.“ berichtet. Das Schulhaus in Jägalad, Kreis Rastenburg, ist schon seit Jahren äußerst haufällig. Der zuständige Kreisarzt bezeichnete das altersmilde Gebäude als gesundheitsgefährlich. Daraufhin erschien der Kreisbauinspektor aus Rastenburg und erklärte das Schulgebäude für „tadellos“. Auf eine nochmalige Beschwerde des Lehrers erschien der königliche Baurat aus Königsberg, um das Schulhaus ein-

gehend zu untersuchen. Trotz Warnung des Lehrers betrat der Herr den morschen Bodenraum. Raum hatte er einige Schritte getan, als mit mächtig lautem Gepolter ein Teil der Decke ins Schlafzimmer herabstürzte, wo sich zum Glück niemand befand. Der Herr Baurat blieb in der durchbrochenen Stelle stecken und konnte erst mit Hilfe des Lehrers aus dieser gefährlichen Situation befreit werden. — Wird jetzt vielleicht noch ein Oberbaurat zur Begutachtung hingeschickt werden?

Ein rätselhaftes Verhalten eines Polizeibeamten wird der „Köln. Volksztg.“ mitgeteilt. Dem Blatt geht aus einer großen Stadt des Ostens ein amtliches Schreiben eines Polizeiwachtmeisters an die Oberin eines Ordens zu, worin sie vertraulich ersucht wird, ihm mitzuteilen, welche Geistlichen in ihrem Stift wirken, wie ihr Ruf bei den Gemeindegliedern ist, ob sie liebenswürdig sind, gute Prediger sind, ein angenehmes Äußere haben. Unmittelbar darauf schickte der Beamte, dem diese handschriftliche Anfrage Bedenken verursacht zu haben scheint, einen zweiten Brief, worin er die Oberin um eine vertrauliche Rücksprache in seiner Wohnung ersuchte. Als die Oberin sich in der Privatwohnung des Wachtmeisters befand, schloß dieser sich mit der Oberin ein und unterzog die Ordensfrau einem halbstündigen Verhör, worin er u. a. wiederholt den Versuch machte, über die Intimität des Verhältnisses zwischen den Hausgeistlichen und den Schwestern des Hauses etwas zu erfahren. Der Wachtmeister erklärte dabei: Ich bin zwar Protestant, aber sie können mir Ihr volles Vertrauen entgegenbringen. Die Oberin weigerte sich jedoch entschieden, irgend welche Auskunft über die betreffenden Geistlichen zu geben. Schließlich wurde sie von dem Beamten mit der Bitte entlassen, doch wenigstens die Briefe durch Vernichtung aus der Welt zu schaffen.

Fromme Wünsche.

Der freikonservativen „Post“ liegt der freisinnige Antrag auf Neueinteilung der Wahlkreise offenbar schwer im Magen. In einem Artikel: „Das Wahlrecht im Sinne seines Schöpfers“ sucht sie den Nachweis zu erbringen, daß das heutige Reichstagswahlrecht mit seiner Einteilung der Wahlkreise der städtischen Bevölkerung schon eine über deren soziale Bedeutung hinausgehende Gerechtigkeit zuteil werden ließe. Die Deduktionen der „Post“ laufen darauf hinaus, daß, wenn man das Wahlrecht überhaupt ändern wolle, man, um es im Bismarckschen Sinne weiter zu entwickeln, das nur in der Weise könne, daß man den Einfluß der großstädtischen Bevölkerung zu Gunsten der ländlichen Wähler zurückbringe! Das bestehende Wahlrecht sei „individualistisch“. Die Ausbildung des politischen Individuums sei aber auf dem Lande entschieden besser als in der Großstadt, wo „der Moloch Weltstadt im Proletarier das Individuum totschlägt, und was vom Menschen übrig bleibt, die Sozialdemokratie fängt und in ihre Fäden treibt, wo dann die Herdentriebe mit kunstvoller Systematik entwickelt und zum Auswaschen gebracht werden.“

Den Beweis dafür, daß der Landbewohner politisch reifer als der Großstädter sei, entnimmt die „Post“ dem Umstande, daß Berlin VI seit nahezu 20 Jahren ununterbrochen sozialdemokratisch gewählt habe, während dagegen der rein ländliche Wahlkreis Ostpreignitz seine Parteifarbe mehrfach gewechselt habe. „Der Bauer wählt eben aus Bedacht mit freiem Willen nach seiner Ueberzeugung.“ Der großstädtische Proletarier liegt in den Ketten der Partei.

Leider läßt die „Post“ vermissen, woher diese sich in dauernden Schwanken zwischen den Parteien zeigende, höhere politische Bildung des Landes im Gegensatz zu der des großstädtischen Arbeiters stamme. An Zeitungen wird auf dem Lande durchschnittlich am meisten das „Kreisblatt“ gelesen, das in seinem redaktionellen Teil mehr oder minder ein Abklatsch konservativer oder agrarischer Korrespondenzen und Leitartikel ist.

Unterhaltungsblatt

der

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 36.

Donnerstag, den 12. Februar.

1908.

Die Macht der Finsternis.

Russischer Sitten-Roman vom Fürsten J. v. Lubomirski.

(2. Fortsetzung.)

Nahida lachte laut auf: „Das ist einer meiner Verehrer, der am vergangenen Sonnabend durch Vermittlung einer hochstehenden Persönlichkeit um meine Hand bitten ließ. Als mir mein Vater diese Visitenkarte brachte, sagte er recht feierlich: „Das ist ein Mann, der uns von oben empfohlen ist, und wenn Lanin noch nicht unser Wort hätte, wäre er nicht zu verachten. Auf jeden Fall müssen wir ihn schonen, und ich begeben mich sofort zum Minister, um ihm zu sagen, daß die Erklärung zu spät gekommen ist! Am Montag gehe ich aber selbst zu Herrn Schelm!“

„Kennst du diesen Bewerber?“ fragte Lanin.

„Ich habe ihn nicht einmal gesehen,“ antwortete Nahida. „Um meinen Vater etwas zu necken, fragte ich ihn, ob mein unbekannter Verehrer hübsch und jung ist. „Er ist noch nicht vierzig Jahre alt,“ antwortete er mir, „und hat sich bereits eine hohe Stellung errungen; er ist auch ganz hübsch, wenn er seine sämtlichen Orden anlegt.“ Um ihn hierfür zu bestrafen, habe ich ihm verboten, zum Minister zu gehen und ganz leere Höflichkeitsformen zu beobachten, und ihm gesagt, er solle lieber unsere Hochzeit nicht vergessen. Er wollte sich entschuldigen,“ fuhr Nahida heiter lachend fort, „ich ließ ihn jedoch nicht mehr zu Worte kommen, so daß ich heute noch keine Ahnung davon habe, was das für ein Mensch ist; ich mache mir auch aus ihm gar nichts!“

„Schelm! Schelm!“ wiederholte Lanin. „Ich erinnere mich, daß unter meinen älteren Schulkollegen in der juristischen Fakultät einer diesen sonderbaren Namen führte! Das war ein schmutziger, böshafter und giftiger Mensch, den niemand leiden mochte. Vielleicht ist er es!“

„Wie?“ rief Nahida aus. „Ein solcher Mensch sollte es wagen, um meine Hand zu werben? Den müssen wir bestrafen. Schreibe nur sofort seine Adresse auf eine der Einladungskarten, vergiß aber nicht, alle seine Titel sorgfältig zu verzeichnen. Mein Vater kann sich beim Minister späterhin entschuldigen. Schnell! Schnell! Schreibe so gleich die Visitenkarte wörtlich ab.“

Lanin zögerte noch, allein Fräulein Werenin runzelte leise die Stirn und bei diesem Anblick ergriff der verlebte Bräutigam schleunigst die Feder und vollzog den Befehl seiner Dame.

Dann klingelte Nahida und übergab dem eintretenden Lakai die Briefe zur schnelleren Besorgung. Die Türe hatte sich kaum hinter dem Boten geschlossen, als Werenin mit Galauniform und mit Ordenssternen bedeckt in das Zimmer trat. Er drückte Lanin die Hand, küßte seiner Tochter die Stirn und sagte:

„Dein gehorsamer Vater erinnert dich daran, daß heute eben die drei Tage verfloßen sind, in denen du mir verboten hast, deines letzten Bewerbers zu erwähnen und beim Minister des Innern mich zu entschuldigen. Du siehst, wie ich dir gehorche; länger aber darf ich nicht mehr zögern.“

(Nachdruck verboten.)

„Lieber Vater,“ entgegnete Nahida lächelnd, „tut nur, wie du denkst; in dieser Beziehung absolviere ich dich vollständig. Das war also der Minister des Innern! Graf Perowski war so gut, sich um mein Schicksal zu kümmern! Ich bin ihm dafür außerordentlich dankbar!“

„Du scherzest fortwährend, mein Kind, weil du das Leben noch nicht kennst! Manchmal sind anscheinend ganz geringfügige Dinge im menschlichen Leben von der größten Bedeutung. Man darf nie Leute, die am Ruder stehen, wegwerfend behandeln.“

Seine Tochter unterbrach ihn lebhaft.

„Nimm auch meinerseits eine Entschuldigung mit, wenn du den Grafen und seinen Schelm besuchst, denn dem letzteren habe ich soeben einen tüchtigen Schabernack gespielt.“

Der alte Werenin schlug die Hände zusammen: „Das sagst du doch nicht im Ernst, nicht wahr?“

„Aber Papa,“ erwiderte Nahida lachend, „es fiel mir gar nicht ein, dir gegenüber zu scherzen. Als Antwort habe ich in der Tat Herrn Schelm eine Einladung zu meiner Hochzeit geschickt und ihm dabei sämtliche lächerlichen Titel gegeben, die er sich selber beilegt.“

„Hat sie das wirklich getan?“ fragte der Staatsrat Lanin.

„Gewiß, Herr Staatsrat,“ antwortete Lanin, leise lächelnd; „wir haben dieses Verbrechen sogar gemeinsam begangen.“

Der alte Werenin wurde ganz blaß.

„Törichte und unvorsichtige Kinder,“ rief er aus, „wißt Ihr, wer jener Schelm ist, wißt ihr, daß er von seinem Arbeitszimmer im Ministerium des Innern aus über unser Vermögen und unser Leben verfügt?“

„Da muß er wohl Kammerherr sein, daß du ihn so hoch schätze,“ sagte Nahida ironisch. „Wie kommt es denn, daß jener Titel nicht auf seiner Visitenkarte vermerkt ist?“

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben warf Werenin seiner einzigen Tochter einen strengen Blick zu.

„Meine Tochter,“ sagte er trocken, „deine Späße sind hier gar nicht angebracht. Nein, Schelm ist weder Kammerherr, noch bekleidet er ein hohes Amt, aber seine Macht erstreckt sich weithin. Ich bin kein Freidenker, ich gestehe es, und ich verachte die Leute nicht, die notwendig sind, wenn sie das Leben Sr. Majestät bewachen und ehrenvoll ihre Pflichten erfüllen sollen. Ich kenne Schelm zu wenig und kann nicht genau sagen, was er für ein Mensch ist, aber sein Haß läßt mich für dich, mein geliebtes Kind, das schlimmste befürchten,“ sagte der alte Mann unter dem Eindruck einer plötzlichen Rührung, indem er seine Tochter an sein Herz drückte. „Ich zittere deinetwegen, Wladimir, und wegen meines einzigen Kindes!“

Der junge Diplomat, der schweigend die Worte des

alten Mannes angehört hatte, nahm eine stolze Haltung an.

„Fürchten Sie unseretwegen nichts, Herr Staatsrat! Mein Leben ist ohne jeglichen Makel, ich diene dem Kaiser treu und werde es stets tun. Gegen niederträchtige Verleumdungen schützt mich auch der mächtige Einfluß meines Onkels, des Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers.“

„Wenn er auch Adjutant des heiligen Nikolaus wäre, so könnte er dich vor den Demunziationen Schelms nicht beschützen!“ rief Werenin. „Verstehst du das, junger Heißsporn?“

Noch niemals hatten die Verlobten den Staatsrat in einer derartigen Aufregung gesehen, niemals sprach er in dieser Weise die erhabenen Namen des Kaisers und des h. Nikolaus aus. Die erstaunte Nahida merkte endlich, daß ihr schlecht angebrachter Scherz in ferner Zukunft üble Folgen haben könnte, und da sie ihren Vater aufrichtig liebte, trat sie zu ihm heran und sagte mit einem zärtlichen Kusse:

„Beruhige dich doch, lieber Vater! Wenn dieser Herr Schelm eine so hohe Stellung einnimmt, kann er doch auch nicht ein Tor sein. Er wird also den wahren Charakter unserer Einladung sofort erkennen und einsehen, daß das nur ein schlechter Witz ist.“

„Schelm ist ein häßlicher, eitler und boshafter Mensch,“ entgegnete Werenin, indem er vergaß, was er soeben gesagt hatte. „Er macht eben deshalb die größten Ansprüche, weil er sich derartiger Rücksichten unwürdig fühlt. Vielleicht wäre es für Euch besser, wenn Ihr Euch gegen den Kaiser verschworen hättet, als Euch einen so gefährlichen Scherz zu erlauben. Doch jetzt ist nicht Zeit zum Klagen; wir müssen sehen, was sich noch machen läßt. Sagt mir nur schnell, wo Schelm wohnt.“

„Wladimir, erinnerst du dich an seine Adresse?“ fragte Nahida.

„Nein! Es muß aber in der Nähe des Newski-Prospect sein, eine der Seitenstraßen, die Litjenia- oder Karawanenstraße.“

„Da muß ja noch seine Visitenkarte sein,“ rief Werenin aus. „Sucht sie nur schnell; es ist gleich fünf Uhr, und wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Beim Anblick dieser sichtbaren Angst des alten Mannes verloren die Verlobten den Kopf und wurden ganz verwirrt.

„Vater,“ sagte Nahida, indem sie die Hände faltete, „ich habe die Visitenkarte verbrannt und wir haben die Adresse vergessen.“

„Welche Reihe von unglücklichen Zufällen,“ rief Werenin aus. „Nahida, mein Engel, was soll aus uns werden? Ich eile zum Minister, und wenn man mir dort nicht Bescheid sagen kann, muß ich in jedem Hause in den Seitenstraßen des Prospects nachfragen, um diese fatale Einladung vom Portier zurückzubekommen.“

Er stürzte aus dem Zimmer.

* * *

Graf K., der Eigentümer des Hauses, in dem Herr Schelm wohnte, hatte dasselbe auf französische Art eingerichtet. Der Portier bewohnte unten ein kleines Zimmer, und von hier aus führten die Treppen nach den vielen Wohnungen der Mieter. Wie in Paris gab beim Portier der Briefträger die Postfächer für sämtliche Bewohner des Hauses ab.

Es konnte gegen halb acht Uhr sein, als Schelm aus seinem Bureau zurückkehrend neben dem Zimmer des Portiers vorbeiging.

„Mein Herr,“ rief dieser, „hier ist ein Brief für Sie.“

„Geben Sie ihn mir sofort,“ sagte Schelm, indem er einen Augenblick stehen blieb.

Sobald er den Brief in Empfang genommen hatte, trat er unter die im Hausflur stehende Lampe; beim Anblick der hochstrahlenden Adresse verfinsterten sich seine Brauen, schnell zerriß er das Rouvert und fand in demselben folgendes Schreiben:

„Der Wirkliche Staatsrat A. A. Werenin hat die Ehre, Ew. Wohlgeborenen die Verlobung seiner Tochter Nahida mit dem Grafen Wladimir Lanin anzuzeigen und zugleich zur kirchlichen Einsegnung der Ehe derselben, die

Samstag den 2. November in der Kathedrale Unserer Lieben Frau von Kasan stattfinden wird, einzuladen.“

Einen Augenblick stand Schelm da, als hätte ihn der Blitz getroffen; er wurde feuerrot, dichter Schweiß bedeckte seine Stirn und seine Beine zitterten. Mit der einen Hand nahm er seine Brille ab, langte mit der anderen nach seinem gelbseidenen Taschentuche, trocknete sich die Stirn, sah den Portier, der dumm lächelte, gedankenlos an, zerknitterte voller Zorn den Brief, warf ihn auf die Erde und stürzte auf die Straße hinaus, ohne Hut und Brille aufzusetzen.

„Was war das für ein Blick!“ sagte der Portier zu sich selbst. „Er muß eine unangenehme Nachricht erhalten haben.“

Getreu dem Beispiele seiner Pariser Kollegen hob er den auf dem Boden liegenden Brief auf und versuchte zu lesen, was darin stand. Schelm konnte noch nicht weit gegangen sein, als eine Equipage vor seinem Hause Halt machte und ein mit Orden dekoriertes Herr ausstieg und nach dem Portier fragte.

„Herr Schelm ist soeben fortgegangen,“ antwortete der Portier, während er den zerknitterten Brief in seiner Hand zu verbergen suchte.

„Hat er Briefe bekommen?“

Der Portier sah sehr erstaunt aus, antwortete jedoch auf eine so indiskrete Frage nichts. Werenin mochte nicht länger geduldig warten und wiederholte seine Frage mit donnernder Stimme.

Der erschreckte Portier fühlte sich schuldbetroffen; der Brief brannte ihm in der Hand und er glaubte, der aufdringliche Fremde wolle seine Neugierde bestrafen. Er lallte also:

„Ja wohl, Excellenz, diesen Brief hat er eben bekommen und ihn zerknittert auf die Erde geworfen, so daß ich glaubte — dachte, du.“

„Schnell her damit, du Esel!“ rief Werenin, indem er das zerknitterte Schreiben dem zitternden Portier aus der Hand riß. „Zu spät!“ flüsterte er, nachdem er die fatale Einladung gelesen.

Sodann gab er den Brief dem Portier zurück und stieg in seinen Wagen, indem er murmelte: „Ich habe mich nicht getäuscht; wir werden einen schweren Kampf bestehen müssen!“

Drittes Kapitel.

Der Staubregen war allmählich zu einem Platzregen geworden. Barhaupt und ohne Brille irrte Schelm besinnungslos auf den Straßen umher. Sein Egoismus war schmerzlich getroffen, und das rief in ihm alle bösen Leidenschaften wach; er war so aufgeregt, daß seine Gedanken nicht einmal einen Racheplan finden konnten, und doch verlangte sein Verstand wie sein Herz nach Rache. Sein Instinkt sagte ihm, daß er nur im Ministerium des Innern Mittel finden könne, Rachepläne zu schmieden, und ohne klare Absicht wandte er sich seinem Arbeitszimmer zu. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, so daß seine spärlichen Haare aneinander klebten. Tränen brachen aus seinen geröteten Augen hervor und vereinigten sich mit den Regentropfen, die ihm ins Gesicht schlugen: er sah entsetzlich und abstoßend aus in seiner stummen Verzweiflung. Erst nachdem er den halben Weg zurückgelegt hatte, mäsigte er seinen Schritt und suchte seine aufgeregten Gedanken zu sammeln.

„Ein Lanin ist Adjutant des Kaisers! Ein zweiter heiratet Fräulein Werenin! Dieser Name bringt mir in der Tat kein Glück!“

Ein unheilverkündendes Lächeln verzog seinen Mund.

„Der 28. Oktober ist mit blutigen Buchstaben in meinem Gedächtnisse verzeichnet. Ich kann ihn nicht vergessen, aber auch diese Namen werde ich nicht vergessen.“

Er ging weiter, indem er vor sich hin sprach:

„Lanin — Palkin — Werenin.“

In demselben Augenblicke hörte er hinter sich jemand rufen: „Das kann nur er sein; holla, Schelm!“

Der Abteilungschef, der nicht einen einzigen Freund besaß, wandte sich bei diesen vertraulichen Worten erstaunt um. Vor ihm erhoben sich die düsteren Mauern des Ministeriums des Innern und in der Ecke des Portals stand halb im Schatten ein Mann, der dem eben Vorübergehenden scharf ins Gesicht schaute. Man sah

ihm das Glend an; sowohl sein schäbiger Anzug, als auch sein abgemagertes und müdes Gesicht führten in dieser Beziehung eine zu deutliche Sprache. Als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit ihn Schelm anblickte, lächelte er erkeut.

„Wahrhaftig, das ist Schelm! Ein sonderbares Zusammentreffen!“

Der Abteilungschef warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Ich kenne Sie nicht,“ sagte er trocken.

„Du kennst mich nicht?“ fuhr der Unbekannte fort. „Nun, es sind schon einige Jahre her, seit du mich zum letzten Male gesehen. Ich bin dein Schulkollege und dein einziger Freund. Erkennst du mich nicht? Ich bin Müller von Müllershausen. In meine Arme, Freund!“

Das Zusammentreffen war dem Abteilungschef gar nicht erwünscht. Er wollte die Unterredung abbrechen. Müller dachte jedoch hierüber anders; er nötigte seinen Freund, unter den Balkon zu treten, wo er selber vor dem Regen Schutz gesucht hatte, und sprach zu ihm:

„Hast du es denn so eilig? Ich begreife, daß es dir bei der Stellung, die du einzunehmen scheinst, nicht angenehm ist, mit einem alten Kollegen zusammenzukommen; aber tröste dich, mein Glend ist so groß, wie dein Glück. Du brauchst mich nur anzusehen. Ich bin vollständig heruntergekommen. Es sollte mich freuen, wenn du noch so gesonnen bist, wie früher. Ich war erfreut, als ich dich soeben traf und bemerkte, daß du unglücklich bist. Beim Anblicke deines Glücks erwärmte sich mein Herz! Gewiß hegst du mir gegenüber dasselbe Gefühl.“

(Fortsetzung folgt.)



Allerlei Spielsysteme.

Skizze von Ed. Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Sobiel man auch gegen den Spielteufel in Rede und Schrift ankämpfen mag, ganz wird man ihn nie auszrotten können. Er hat im Altertum so gut seine Opfer gefordert, wie er es noch heute tut, und wird es auch in Zukunft tun. Wer ihm erst einmal verfallen ist, vermag sich nur selten wieder loszureißen, zumal wenn ihm am „grünen Tisch“ anfangs das Glück lächelt. Aber wie gewonnen, so zerronnen; bald ist der Gewinn wieder dahin und statt dessen stellt sich ein immer größer werdendes Defizit ein. Jetzt kann der Spieler nicht mehr aufhören, er sagt sich, das Glück muß ihm wieder lächeln, das Spiel kann nicht immer gegen ihn ausfallen, denn dies widerspricht allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.

Es gibt wohl kaum einen berufsmäßigen Spieler, der sich nicht zu einem bestimmten Spielsystem bekennt. In Monte Carlo werden eine ganze Anzahl derartiger Systeme empfohlen; sie alle geben ausführliche Vorschriften, wie das System zu handhaben ist und wie der Spieler seinen Einsatz beim Verlust vermehren und beim Gewinn vermindern soll. Ein Spieler sagt sich z. B., daß Rot und Schwarz ganz dieselben Chancen haben und daß sie daher in einem gewissen Zeitraum gleich oft kommen müssen; hierauf baut er nun sein System und behauptet, wenn Schwarz sieben- oder achtmal hintereinander gekommen ist, dann kann man annehmen, daß Schwarz ermüdet ist, der Ruhe bedarf und nicht so oft kommt. Dann bietet sich dem geduldigen Pointeur eine goldene Gelegenheit. Auch beim Roulette müssen sich nach diesem Philosophen die Dinge schließlich ausgleichen. Wenn z. B. impair während der vorhergehenden Woche unvernünftig oft gekommen ist, so ist es ziemlich sicher, daß binnen kurzem pair sich bemühen wird, sich mit impair auszugleichen. Darauf muß der Pointeur warten, auf pair setzen, und wenn er genug hat, um seine Rechnung im Hotel und andere Ausgaben zu bezahlen, muß er sich an dem Tage zurückziehen. Es ist höchst verhängnisvoll für den Pointeur, an einem Tage zuviel gewinnen zu wollen. Wir wollen nun sehen, wie die Sache in der Tat liegt. Wenn Rot zwanzigmal hintereinander kommt, ist es ebenso wahrscheinlich, daß es auch das einundzwanzig-

mal kommt, als es sein würde, wenn es nicht eine Woche lang gekommen wäre. Jeder besondere Coup wird ganz von den physischen Bedingungen des besonderen Augenblicks regiert. Es ist eine reine Zufallsfrage, die nicht durch das beeinflusst wird, was je stattgefunden hat oder in Zukunft stattfinden wird.

Um eins dieser Systeme zu spielen, muß der Spieler sein Geld bei jedem Coup einsetzen, und viele Systeme sollen wegen mangelnder Nervenkraft seitens des Spielers mißlingen oder weil er seine Berechnung nicht machen oder schnell genug den nächsten Coup entscheiden kann. Es ist überflüssig zu sagen, daß daran nichts ist. Es macht natürlich keinen Unterschied, ob der Spieler jedesmal, jedes zweitemal, einmal täglich oder wöchentlich setzt. Jeder besondere Coup ist eben völlig unabhängig von allen anderen. Wenn ein Spieler ständig verloren hat und seinen Einsatz etwa bis zu 100 Francs vermehrt, so muß er 200 Francs einsetzen und damit beim nächsten „Coup“ gewinnen, um sein Geld zurückzuerlangen. Da aber bei diesen 200 Francs Einsatz die Chancen dieselben sind, wie wenn er denselben Betrag zu einer anderen Zeit einsetzte, so ist es schwer begreiflich, was für ein Vortheil es ist, diesen vermehrten Einsatz gerade zu dieser besonderen Zeit einzusetzen. Alle Systeme sind gewiß schlecht und unnütz. Und doch ist es noch eine schwache Chance, bei einem System zu gewinnen, da die Chancen für den Spieler gerade im Verhältnis zu dem Betrag stehen, um den er seinen ursprünglichen Einsatz zu vermehren wünscht. Wenn er jedoch kleine Summen ohne jedes System überall setzt, so kann er ad infinitum spielen, ohne die geringste Chance, je herauszukommen. Deshalb ist sogar ein schlechtes System noch besser als gar kein System überhaupt. In Monte Carlo fragte einmal eine junge Frau einen erfahrenen Spieler: „Wollen Sie mir bitte sagen, wie ich spielen soll?“ Der Spieler erwiderte: „Sagen Sie mir erst, mit wieviel Geld Sie spielen wollen, und ich werde Ihnen das bestmögliche System sagen.“ Sie erklärte, daß sie zu dem Zweck 4000 Mark beiseite gelegt hätte. „Und wieviel Geld suchen Sie zu verdienen? Wären Sie mit dem doppelten Betrage zufrieden?“ „Gewiß.“ „Gehen Sie in den Trente-et-quarante-Saal und setzen Sie das ganze Geld auf eine der geraden Chancen, dann werden Sie von hundert etwa 49 Chancen haben, Ihren Einsatz zu verdoppeln.“ „Aber wenn ich nun verliere,“ wandte sie ein, „dann ist alles dahin.“ „Ja, aber Sie haben fast ebensolche Chance, das Geld zu verdoppeln.“ „Aber ich möchte spielen.“ „Dann spielen sie mit 5 Fres. Stücken.“ „Aber ich spiele lieber mit größerem Gelde, dann sind die Gewinne größer.“ „Vergessen Sie aber nicht, daß Sie nicht gewinnen, sondern die Bank.“ Ihr gefiel das System nicht, und sie spielte durcheinander drei Tage lang, bis ihr ganzes Geld fort war. Und so spielen von hundert Leuten in Monte Carlo 99. M. Blanc, der die Bank in Monte Carlo organisierte, hatte immer gern Leute mit Systemen und forderte sie immer freundschaftlichst auf, an seinen Tischen ihre Systeme zu versuchen. Wenn man ihn jedoch fragte, wie man spielen sollte, sagte er: „Der vernünftigste Rat, den ich angehenden Spielern oder Erfindern von Systemen geben kann, ist der: „Lassen Sie es.“ Er soll auch bei Besprechung dieser Sache gesagt haben: „Rouge gewinnt manchmal, Noir oft, aber Blanc immer.“

In der Tat ist der Gewinn der Bank ein ganz ungeheurer. In einem Buch über die Spielische von Monte Carlo war das Durchschnittsverhältnis zwischen den Spielern und der Bank als 60:61 angegeben, und die Gewinne der Bank betragen 20 000 000 Mark jährlich. Nach dieser Berechnung müßte man meinen, daß die Spieler Europas und Amerikas jedes Jahr 1 220 000 000 Mark in Monte Carlo einsetzen, 1 200 000 000 Mark zurückgewinnen und 20 000 000 Mark der Bank ließen. Ein genauer Kenner der Verhältnisse von Monte Carlo hat jetzt indessen gefunden, daß, statt daß die Spieler 1 220 000 000 Mark nach Monte Carlo brachten und 20 000 000 Mark davon verloren, der Gesamtbetrag wahrscheinlich nicht 20 000 000 Mark überstieg, von denen die Bank nicht 1 1/2 Prozent, sondern tatsächlich mehr als 90 Prozent gewann; daher sind die Vortheile zu gunsten der Bank nicht 61:60 sondern annähernd 10:1.





Beltrafte Schwatzhaftigkeit.

Der Marktbrunnen einer deutschen Universitätsstadt war das beliebteste Stellbildein für alle Mägde der nächster und entfernteren Umgegend. Hier standen die Mägdelein mit ihren Kübeln am lustig sprudelnden Born und regten die Jünglein gar wacker, daß sie vibrierten wie die Dammerschwänzchen. Die biederen Hausfrauen zetereten, aber den Studiosen waren diese ist sehr hübschen Gebilde der Natur eine Augenweide, und doch waren jene es gerade, welche der Lust ein jähes Ende bereiteten. An einem schönen Sommermorgen war es, als eine ansehnliche Schar Brunnennymphen versammelt war und manches Wort dem Gehege der Zähne ent schlüpfen ließ. Da, siehe, ein gar stattlicher Wagenzug nahte sich, besetzt von Studenten, Burschen und Fräulein derselben Koulour, und bevor die Mägdelein sich dessen versahen, waren sie von einer Wagenburg eingeschlossen, die sich in engst geschlossener Reihe, so daß kein Entrinnen möglich war, zwei geschlagene Glockenstunden erbarmungslos rings um den Marktbrunnen bewegte. Wie gescheuchte Kälblein, über welchen der Habicht schwebt und auf die Opfer hinabzustößen droht, wimmelten die Helbinnen der Kasserole in dem engen Raume umher: keine Luke zum Durchschlüpfen — keine Rettung! Und in den Türen standen die Hausfrauen und riefen nach Mine und Trine und Karoline, und in den Fenstern lagen die Hausherrn und freuten sich daß! Und seitdem stand der Marktbrunnen verwaist, das heißt — relativ.

Ein vergessener Brief.

Er: „Mein, das ist doch zu arg! Du versprachst mir doch, du wollest die Bestellung für dieses Kleid zurücknehmen.“ — Sie: „Ich schrieb auch denselben Tag an den Schneider.“ — Er: „Und hier ist doch das Kleid und die Rechnung dazu, hoch genug, mich fast bankrott zu machen. Wie erklärst du mir das?“ — Sie: „Ich gab dir den Brief mit zur Besorgung, und du vergaßest ihn, wie gewöhnlich.“

Eine sorgsame Ehefrau.

„Alle Stunden einen Köffel voll und jedesmal tüchtig schütteln,“ sagte ein Arzt zu einer Frau, als deren Gatte erkrankt war, beim Weggehen. Die gute Frau tat ihr Außerstes: sie gab die Arznei und rüttelte den Mann aus Leibeskraften. Der arme Patient fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und es brach ihm fast das Herz vor Kühlung über die Liebe seiner schöneren Hälfte, denn es war ihm nie so gut geworden, allständlich „gut gerüttelt und geschüttelt“ zu werden. Andern Tages fand der Arzt die Bescheerung: sein Patient war todsterbenskrank geworden aus lauter eheweiblicher Sorgfalt, die den Mann statt der Arznei aufgerüttelt hatte.

Fatale Erblichkeit.

„Es ist doch merkwürdig, daß mir kein ordentlicher Bart wachsen will, und meines Großvaters Bart war einen halben Meter lang!“ — „Armer Kerl, tröste dich, du kannst nichts dafür, du ähnelst vielleicht deiner Großmutter.“

Jägerlatein.

„Glück muß der Mensch haben. Steh' ich da neulich draußen im Walde und kommen zwei Hasen. Ich lege

an und will schießen. Das Gewehr versagt. Ich drücke nochmal und es versagt wieder. Da dreh' ich das Gewehr um, um in den Lauf zu schauen, ob was drinnen ist. Verflüxt, da kam der Schuß schon. Schnell leg' ich wieder an und treffe auch richtig beide Hasen.“

Ordnungssinn.

Mann (in das Zimmer stürzend): „Romm' schnell! schnell!“ — Frau: „Weshalb? Was ist geschehen?“ — Mann: „Das Haus brennt, und wir müssen verbrennen, wenn wir nur einen Augenblick zögern, zu entfliehen!“ — Frau: „Gut, ich werde gleich kommen, laß mich nur das Zimmer erst ein wenig aufräumen, damit es ordentlich aussieht, wenn die Feuerwehr kommt.“

Die Muttersprache.

Lehrer (zum Schüler): „Du hast gestern die Schule versäumt. Wo hast du das Entschuldigungsschreiben deines Vaters?“ — Schüler: „Herr Lehrer, ich hab's emragt, mein'm Vater, er sollt' mer e Zeugnis auschreibe, aber er ragt, er könnt' nit schreibe, hot er ragt!“ — Lehrer: „Ich hab' g'sagt — hot er g'sagt! Ist das deutsch? Ist das deine Muttersprache?“ — Schüler: „Nee, so jaggt mei Vadder. Mei Mutter, die jaggt: Ich hum's em gefacht — die isch dohinne aus'm Weshterich dahäm, wo sie widder annerisch sage.“

In der Begeisterung.

„Welch' herrliche Wiesen! Wie prächtig das Grün, welch' kräftige Halme! Wer doch hier ein Kindvieh wäre!“

Vorgetan und nachbedacht.

Er: „Na, adieu, Schatz! Falls ich wirklich verhindert sein sollte, zum Essen zu kommen, so schicke ich eine Depesche!“ — Sie: „Du brauchst sie mir nicht zu schicken, ich habe sie schon aus deiner Rocktasche genommen.“

Selbstverrat.

A.: „Wie siehst du denn aus?“ — B.: „Ich wurde eben, wiewohl ich ganz nüchtern bin, aus einem Wirtshaus hinausgeworfen.“ — A.: „Du wirst doch den Wirt verklagen?“ — B.: „Ja, wenn ich nur wüßte, wo es eigentlich war.“

Ein ernster Fall.

Ein Arzt empfing eines abends spät ein Billet zweier seiner Kollegen, des Inhalts: „Komme sofort herüber in den Klub, es fehlt uns ein dritter Mann zu einer Partie Skat!“ — „Liebe Emilie,“ jagte er zu seiner Frau, „ich werde soeben noch einmal abgerufen. Es scheint ein ernster Fall vorzuliegen, da schon zwei meiner Kollegen dabei beschäftigt sind.“

Kindliche Frage.

Vater (zu Fräulein): „Was bist du so nachdenklich, mein Junge? Quält dich etwas?“ — Fräulein: „Ja, Papa, und je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger kann ich darüber hinwegkommen.“ — Vater: „Sage mir, was es ist — ich werde dich vielleicht aufklären können.“ — Fräulein: „Du weißt doch, Papa, was die Leute alles anstellen, wenn ein großer Mann stirbt?“ — Vater: „Gewiß!“ — Fräulein: „Wie sie sein Bild in die Zeitungen setzen, Reden halten, beim Begräbnis alle Glocken läuten und Kanonen abfeuern und sonstigen Galloß machen?“ — Vater: „Gewiß weiß ich das.“ — Fräulein: „Nun, warum tun sie das alles nicht lieber, wenn er geboren wird, statt immer erst damit zu warten, bis er stirbt?“